

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 50

Artikel: Vier Anekdoten
Autor: Eskul, Noemi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die lautlose Schlacht

Von Friedrich Raff

Noch vor dem Weltkriege 1914/18 gab es in mancher großen deutschen Stadt (lange Zeit auch in Zürich. Die Red.) außer den Buntschaubildern der wandernden Weltpanoramen feste, massive Rundgemälde mit einem nur jährlich wechselnden Kriegsgemälde. Unter historisch getreuer Beachtung der Uniformen und der einheimischen Weltgeschichte entstanden aus den Pinseln bewährter Schlachtenmaler sogenannte Kolossalrundgemälde, die gewissermaßen als Illustration des vaterländischen Schulunterrichts dienten. Die Klassen der Gymnasien wurden dorthin gebracht, zur anschaulichen Ergänzung ihrer Lesebücher, in denen des «Knaben Tischgebet» und «Die Trompete von Gavelotte» noch immer als beliebte Arien aus dem populären Krieg von 1870 fungierten. Konfirmanden wurden zu halben Preisen unter sachkundiger Führung vor die Schlachten gemälde und damit ins Leben eingeführt. Geschlossene Militärabteilungen konnten sich, vom Feldweibel abwärts die Hälfte, über die Wirkung der Artillerie, über die Tapferkeit der Vorfahren und die Grimasse des Krieges orientieren. Auf diese Weise wurde Napoleon nochmals bei Sedan eingekreist, auch Metz fiel wieder, und Paris wand sich erneut in Hunger und Krämpfen. Jahr um Jahr änderten sich die Schauplätze. Im allgemeinen sah es so aus, als ob es nur diesen einen Krieg in der Welt gegeben hätte, mag sein, daß man auch einmal zurückging, beleibe nicht etwa vor dem Feind, sondern nur um ein halbes Jahrhundert bis zu Blüchers Uebergang bei Caub. Wobei es im geschäftlichen Interesse des Vaterlandes selbstverständlich war, nur das Konterfei gewonnener Schlachten zu zeigen. Wahrscheinlich besaß auch Frankreich seine Rundgemälde und nützte des ersten Napoleons umfangreiches Konto bis zur Sonne von Austerlitz weidlich aus.

Selbstverständlich hatten die Panoramen genau wie andere Artikel ihr Publikum und ihre bestimmte Saison. An gewissen Monaten und dann fast an allen Wochentagen zwischen fünf und sechs Uhr abends waren diese lautlosen Schlachtfelder nur gering besucht, mit Einbruch der Dunkelheit wurden sie überhaupt geschlossen.

Durch einen Zufall kam der Student Thomas im Mai 1914 in jene Stadtgegend, in der die Außenwände des Rundhauses mit dicken Lettern die «Schlacht bei Orléans» verhiessen. Thomas stand in jenem Semester so fern allem Kriegerischen, so nahe aber allen reinen Feuern einer jungen Liebe, daß ihn wohl nur Laune, Langeweile oder am Ende eine gewisse belustigte Ueberheblichkeit zum Betreten des Panoramas veranlaßten. Als er die Treppe, die unmittelbar hinter der Kasse vom Erdgeschoß nach oben führte, hinaufging, stand er auf einem Podium, von dem aus man wie von einem Feldherrnhügel die entbrannte tote Schlacht im ganzen Umkreis besichtigen konnte. Außer ihm war kein Besucher in dieser Stunde da. Und als Thomas am nächsten Tage mit Gabriele wiederkam, stießen sie auf dem Podium nur auf einen Major, der mit einem Feldstecher die strategische Lage besichtigte und durch zeitweises ärgerliches Kopfschütteln die historischen Fehler verstorbener Vorgesetzter mit befriedigtem Lächeln feststellte. Unbekümmert um diesen Soldaten, der sich völlig in die Vergangenheit vertiefte, setzten sich die Liebenden auf die gepolsterte Rundbank, hielten ihre Hände und flüsterten sich nur zuweilen einige Worte zu.

Beide waren glücklich, auf der Suche nach einer von Blicken und Störungen nicht berührten Zuflucht dieses seltsame Eiland gefunden zu haben. Es tat ihnen wohl, der auf Nachbestellung lauernden Unruhe eines Cafékellners oder der Neugier eines Vorstadtwirtes entronnen zu sein. Denn der durch Vortrag erläuternde «Führer» der Schlacht von Orléans, ein grauer Vollbartinvalid mit einer echten Kugel von anno 1870 an der Uhrkette, kannte bald diese Verliebten, lächelte nachsichtig und erschien während ihrer in toten Geschäftsstunden regelmäßig sich wiederholenden Besuche nur selten oder gar nicht auf der Tribüne. Kam es ausnahmsweise vor, daß unerwartet viel Publikum schon anwesend war, machte die Kassiererin die eintretenden zwei Stammgäste darauf aufmerksam, die Aussicht sei heute nicht günstig.

Um so beglückter genossen Thomas und Gabriele die vollkommene Einsamkeit ihres nächsten Besuches. Der Kastellan der Schlacht hatte sich nach einer kurzen Anstandsvisite wieder entfernt. Während seiner Anwesenheit waren die Liebenden, obwohl sie alle Phasen der Schlacht längst aus dem Katalog kannten, an das Gelände getreten, um das ein plastischer Anbau mit Naturerde, zerstreutem Tornierinhalt, mit steckengebliebenen Protzkästen, Radschrauben, versengtem Gesträuch und anderen Utensilien des Krieges rund herum lief. Aber sobald der Veteran die Treppe hinunterhumpelte, nahmen Thomas und Gabriele ihren Polsterplatz ein und träumten Hand in Hand, Wange an Wange von einer

Zukunft der Vereinigung, von einer Zukunft ohne Aufpasser, ohne Familienzwist und Brotsorgen.

Neben dem Panoramagebäude stand eine große Kirche, und ihre Schläge dröhnten in die Stille der Schlacht, die sich vor den beiden ausbreitete. Es hörte sich dann an, als ob die Kathedrale von Orléans aus ihrem Schlaf erwache, während rings um sie der zähe, stille, schweigsame Mord erbittert weiterpflügte. Die Stummheit der den Boden bedeckenden Toten verlor ihr Grauen, denn weit unheimlicher war das Geräuschlose der entfalteten Zerstörung. Granaten platzten ohne Lärm, Gehöfte flammten, ohne zu knistern, Stadtteile qualmten ohne Brandgeruch. Mit verzerrten Gesichtern, aber ohne einen Laut von sich zu geben, rannten sich die Feinde in wilder Gier das Bajonnet in den Leib. Hier war Flucht und Vorwärtsstürmen, Jammer und Grauen der Verwundeten, Wiehern aufgeschlitzter Pferde, Einsturz eines Hauses, hier war die volle Besessenheit zum Schlachten abkommandierter Soldaten, historisch getreu bis auf Bart- und Uniformtracht. Und doch unwahr, Abklatsch nur des heulenden Wahnsinns, Paradeaufstellung, weil die Brüllenden nicht brüllten, das Stürzende nicht stürzte, das Blut nicht ausfloß, der Brand nicht weiterfraß und der Schnee nicht schmutzte.

Zuerst hatte sich Gabriele daran gewöhnen müssen, aus den Armen der Liebe auf ein nachgemachtes Schlachtfeld zu blicken. Und während Thomas die Dekoration Orléans nicht viel anders betrachtete, als bisher im Café das Reklamebild einer Schokoladefabrik, fühlte sich Gabriele immer etwas bedrückt. Empfindsamer und phantasievoller als der Student übersetzte sie das brav Gemalte wieder in den Ursprung zurück, und die in irgendeiner Bewegung erstarrten Leiden dieser lautlosen Porträts gewannen in ihrer Einbildungskraft ein nie besessenes Leben. Aber sie beruhigte sich, wenn die Sonne sich langsam vom Schlachtfeld zurückzog und die Schatten des Abends Versteck und Kuß der zwei jungen Menschen einfriedeten.

Als im August der Krieg ausbrach und die Spannung der ersten Wochen sich löste, pilgerten mehr Besucher denn je in das Panorama, um die gemalte Schlacht zu besichtigen. Aber das Interesse ließ bald nach, denn die zu Hause Gebliebenen glaubten so viel von moderner Kampfweise zu verstehen, daß ihnen das Krieglein von 1870 sehr überholt schien. Es nützte dem grauhaarigen

Vier Anekdoten

Von Noemi Eskul

Das blutende Vaterherz

Professor Gregor B. war in Petersburg des letzten Vorkriegsjahrzehnts ebenso gesucht als genialer Chirurg wie verschrien wegen seines geradezu krankhaften Geizes.

Eines Tages erkrankte seine einzige Tochter an einer fieberhaften Blinddarmentzündung. Was sonst ganz unüblich ist — für Professor B. war es nur selbstverständlich: er operierte sein eigenes Kind.

Die Operation verlief glücklich. Am anderen Tage kamen die guten Bekannten, die Freunde und Verwandten des Hauses, um sich nach dem Ergehen des jungen Mädchens zu erkundigen. Jeder zweite begann seinen Speech so:

«Nun sagen Sie bloß um alles in der Welt, lieber Professor, hat Ihnen nicht das Vaterherz geblutet, als Sie Ihr einziges Kind unter dem Messer liegen hatten?» — Jedem zweiten antwortete er gereizt brummend: «Dummes Zeug ... Eine Operation wie die andere. Geschnitten ... herausgenommen ... vernäht ... fertig, Schluß!» Den fünfzigsten Frager warf er kurz entschlossen hinaus.

Am Abend kam sein Schwager, der geheime Staatsrat N., der weit über sein Departement hinaus ob seines scharfen Witzes bekannt war. Auch er begann: «Sage mir nur eins, Gregor Borisowitsch — hat dir nicht das Herz geblutet ...?» — Weiter kam er nicht. «Mein Gott, du bist heute der einundfünfzigste mit derselben lächerlichen Frage. Von dir allerdings hätte ich's am wenigsten erwartet, wo du mich bald vierzig Jahre kennst ...», fauchte der Professor aufgebracht.

«Aber nein», begütigte der Staatsrat den Erregten, «werde ich dich denn fragen, was die anderen wissen wollten? Gerade weil ich dich schon an die vierzig Jahre

Invaliden nichts, seine originalpersönlichen Erinnerungen zum besten zu geben, der Besuch wurde immer kläglich und auch die Kassiererin hatte kein Ohr mehr für die Wichtigkeitserei des Veteranen.

Um Mitte September erschien ein junges verschleiertes Mädchen in Trauerkleidern, winkte dem voll Vortrageifer herbeileidenden Kastellan rasch ab, setzte sich still auf die Polsterbank und blickte unverwandt auf die stumme Schlacht. Die Nachricht, daß Thomas in Frankreich gefallen war, lag erst einige Tage zurück. Gabriele kam nun öfters. Es war für sie nicht mehr notwendig, tote Geschäftsstunden abzuwarten, denn die Trauernde wurde fast die einzige Besucherin. Ende September blieb Gabriele eine Woche aus, dann erschien sie wieder regelmäßiger, diesmal in der Tracht einer freiwilligen Krankenpflegerin. Auch jetzt noch ging sie auf keinen Gruß und keine teilnahmvolle Miene des Kastellans ein.

Abgekehrt, mit einem müden, fast nicht mehr diesseitigen Blick stieg sie die Treppe hinauf und trat zuweilen an das Gelände, starrte entsetzt auf den entfesselten Mord. Sie hörte das Keuchen und Röcheln der Verwundeten, das Heulen der Granaten, das Knattern der Gewehre, den Einsturz der Mauern. Das Auge Gabriele's irrte durch die raucherfüllten Straßen, schien nach irgend jemand zu suchen, bei jedem Widerkommen ging ihr unsterblicher Blick auf Patrouille. Sie sah sich selbst, unbekümmert um den Tod, der ihr um die Ohren pfliff, über das aus seiner Lautlosigkeit erwachte, schmerzende und heulende Schlachtfeld eilen, sich über Sterbende und Erkalte bücken, während die brennenden Häuser mit ihren hochgehobenen Fackeln den stillen Opfern ins Gesicht leuchteten.

An einem rasch dunkelnden Spätnachmittag im Oktober fiel dem Kastellan plötzlich auf, daß die immer unheimlicher werdende Besucherin schon zwei Stunden auf dem Podium weile. Er humpelte nach oben, fand die Tribüne leer und legte die Hand über die Augen, um das in der Dämmerung versinkende Schlachtfeld abzusehen. Und dabei entdeckte er die Krankenpflegerin über eine uniformierte Wachfigur gebeugt, die einen sterbenden Soldaten markierte. Gabriele mußte über das Gelände geklettert sein, der Kastellan schloß eilends ein Pförtchen auf, das zu dem plastischen Anbau führte, und versuchte, die Unglückliche zu beruhigen. Sie warf ihm einen erbosten Blick zu, bedachte die Panoptikumsattrappe zärtlich mit dem Namen Thomas, wohl im irren Glauben, sie könne die Figur dadurch sicherer ins Leben zurückrufen, als durch die mechanischen gleichmäßigen Bewegungen, die sie mit der atemleeren Puppe anstellte.

Eine halbe Stunde später hielt der Krankenwagen vor dem Panorama. Die wenigen Neugierigen, die sich einfanden, konnten nicht verstehen, warum außer den Wärtern eine verstört aussehende Krankenschwester in das Lazarettauto stieg, ohne daß bei diesem seltsamen Transport die mutmaßlich verunglückte Person zu entdecken war.

kenne, wollte ich dich nur fragen: hat dir nicht das Herz geblutet, daß du eine Tochter aus so reichem Hause hast umsonst operieren müssen?»

Schotten-Geschichten

Während eines Besuches in Edinburgh traf ich eines Tages Mister Angus Browne vom Clan Mac Leod bei gemeinsamen Bekannten. Er machte einen leicht verstörten Eindruck. Der Gastgeber, sein Freund, erkundigte sich nach der Ursache.

Mr. Browne ließ, etwas kleinlaut, hören:

«Ach, ich war gestern in London.»

«Geschäftlich?»

«Nein, zum Vergnügen.»

«So? Zum Vergnügen? Hm. Na, und war's amusant?»

«Ach ja, ach ja. Aber ... furchtbar kostspielig!»

«Was hast du denn ausgegeben?»

«Nun, das Fahrgeld. Und das Mittagessen. Und» — Mister Browne holte tief Atem — «und außerdem noch zwei Schilling sechs.»

«Zwei Schilling sechs», rief unser Gastfreund, selbst ein Schotte, «zwei Schilling sechs außer Fahrspesen und Mittagessen — na, hör mal, wie hast du das bloß angefangen?»

«Still», hauchte Angus Browne zerknirscht und sah sich ängstlich um — «still ...» ... und dann flüsterte er gesenkten Hauptes: «Wein und Weiber! ...»

«Ein Landsmann von mir», erzählte mir ein bekannter schottischer Anwalt, der seiner scharfen Zunge wegen berühmt und verschrien ist und von dem ein gut Teil

der echten schottischen Witze stammt —, «ein Landsmann von mir, nennen wir ihn Mr. Mac Pherson, der auf Besuch in London weilte, wollte aus einem etwas entlegenen Vorort in das Zentrum der Stadt gelangen. «Wieviel macht es von hier bis Piccadilly?» fragte er, an einer Haltestelle angelangt, den Omnibus-Schaffner, der gerade im Begriffe war, das Abfahrtszeichen zu geben.

«Vier Pence, Sir», war die Antwort.
Mac Pherson schüttelte den Kopf. Zu teuer. Der Omnibus setzte sich in Bewegung, Mr. Mac Pherson ebenfalls: er lief — seine überlangen Beine, wahrhaft schottische Beine, leisteten ihm gute Dienste — dem zunächst gemächlich rollenden Vehikel nach.

Eine Haltestelle, noch eine... Mac Pherson keuchte schon... an der dritten rief er, schweißtriefend und gänzlich außer Atem:

«Und wieviel macht es jetzt?»
«Sechs Pence, mein Herr», antwortete der Schaffner unerschüttert — «Sie laufen nämlich in der falschen Richtung...»

Das Interview

Polens Außenminister, Oberst Jozef Beck, galt bekanntlich als der Schweigsamste unter seinen europäischen Kollegen. So ist auch seine entschiedene Abneigung gegen jede Art von Interviews für die Diener und Priester der Presse ein ständiger Stachel. Keiner unter den Adepten dieser schwärzesten aller Magien, die man internationale Reportage nennt — auch der geschickteste nicht — konnte sich dessen rühmen, im Laufe etlicher Jährchen dem Verschlussenen und Zugeknöpften auch nur zehn Worte über die offiziellen Sammelklärungen hinaus abgelistet zu haben.

Bis eines Tages — mag es eine Stunde der Schwäche oder die einer besonders guten Laune gewesen sein — bis eines wirklich schönen Tages also es dem wortkargen Manne gefiel, seine strikt ablehnende Haltung für eine Viertelstunde an den Nagel zu hängen und dem blutjungen Berichterstatter eines nordeuropäischen Blattes eine kurze Rücksprache zu gewähren.

Nachdem dieser eifertig die Ansichten des «Balance-

Ministers» über alle brennenden Tages- und Ewigkeitsfragen notiert hatte — wobei der Wahrheit und dem Diplomaten Jozef Beck die Ehre gegeben werden muß, daß er sich mehr über die Ewigkeits- als über die Tagesfragen aussprach —, betrachtete der sonst so zurückhaltende Mann seinen jungen Gast nicht ohne Wohlwollen und sagte:

«Es war mir ein Vergnügen. Ich bedauere nicht, für Sie eine Ausnahme gemacht zu haben. Aber es war auch wirklich eine Ausnahme: wissen Sie übrigens, daß am heutigen Vormittag allein achtzehn Ihrer Kollegen telefonisch um ein Interview gebeten haben und alleamt von meiner Kanzlei in der gewöhnlichen Weise abgewiesen worden sind?»

«Jawohl, das weiß ich», war die schlichte Antwort.
«So? Das wissen Sie schon? Na, hören Sie mal — selbst ein Außenminister hat noch die Fähigkeit, zu staunen, nicht ganz verloren — woher denn, wenn ich fragen darf?»

«Die achtzehn — das war ich», erklärte der vielversprechende junge Mann bescheiden.

Beobachtungsgabe hilft vielfach, Kenntnisse zu erwerben, die jedem nützen. Sie beobachten beim Rauchen einer COLONIAL, daß Sie einen neuen Freuden-Quell entdeckt haben.

Maryland Cigaretten
Schweizerfabrikat

Colonial

65 Rp.
20 Stk.

*Das ist die Füllfeder für Sie,
das durchsichtige Tinten-Reservoir
enttäuscht Sie nie! Kleckert nicht,
ist gut und preiswert!*



*von 7.50 bis 45.-Fr.
in allen guten Pennerien erhältlich.*

Loennecken

Vorsicht beim leisesten Halsreiz!

Denn im Halse beginnen die meisten Infektionskrankheiten. Durch den Mund wandern die Krankheitskeime zu Millionen in den Körper und können die Ursache bösartiger Infektionen werden.

Nämlich wenn es ihnen gelingt, die deckende Schleimhaut zu durchdringen und Entzündungen anzufachen... und wenn dann die Giftträger in die Blutbahn übergreifen.

Darum Vorsicht beim leisesten Halsreiz! Sofort gurgeln mit Sansilla, das die Schleimhäute abdichtet und gegen Bakterien unempfindlich macht. Nützen Sie seine bakterienfeindliche, entzündungshemmende Kraft, die so viel Gutes, so viel Linderung schafft.

Und mit Sansilla gurgeln Sie sparsam, denn bei normalem Gebrauch reichen Ihnen 100 Gramm fast für ein halbes Jahr.



Jetzt mit Schraubverschluss zu haben

Originalflaschen
zu 50 Gr. Fr. 2.25
zu 100 Gr. Fr. 3.50

Sansilla

das Gurgelwasser für unser Klima

Ein Hausmann-Produkt. Erhältlich in Apotheken.

Die Zuverlässigkeit selber,
das sind
Junghans
UHREN
MIT DER STERNMARKE



Das weltberühmte Erzeugnis

IN ALLEN UHRENFACHGESCHÄFTEN ERHÄLTlich

Einmal etwas anderes.....

Wer etwas Apartes schenken möchte — sei es im Zivilleben oder an liebe Verwandte und Bekannte im Wehrleid, wählt richtig — wenn er ein Kistchen Original Kambly Brand «Likory Kambly» wählt.

Dieses Holz-Kistchen, richtig genagelt, plombiert und fest verschnürt, enthält die allgemein beliebten Likorys. Feine Schokolade, feine Liköre, keine Zuckerkruste! Sehr praktisch zum verschenken: es genügt, eine Adresskarte anzuhängen. Papierumschlag überflüssig!

In allen guten Geschäften erhältlich.



Spezialität der Biscuit- und Confitierfabrik

Kambly, Trubschachen

Abonnieren Sie die

„Fürcher Illustrierte“



Vergessen Sie nicht für die Festtage:

N'oubliez pas pour les fêtes:

Liqueurs fines „DIVA“

Distillerie Valaisanne S. A., Sion



PKZ

Jetzt kaufen ist vorteilhaft

PKZ-Anzüge Fr.	48.—	58.—	68.—	78.—	88.—	98.—	110.—	bis	170.—
PKZ-Wintermäntel Fr.	48.—	58.—	68.—	78.—	88.—	98.—	bis	190.—	

Basel Bern Biel La Chaux-de-Fonds Genève Lausanne Lugano Luzern Neuchâtel St. Gallen Winterthur Zürich I